

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 61 (1981)
Heft: 10

Artikel: Orient und Okzident : Bilder im Wandel
Autor: Heller, Erdmute
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Orient und Okzident – Bilder im Wandel

Als im 15. und 16. Jahrhundert die ersten Europäer den Orient bereisten, kam es nicht selten vor, dass sie sich nach ihrer Rückkehr nach Europa türkisch kleideten: der Orient übte als exotische Gegenwelt eine magische Faszination auf den Abendländer aus. Die Übersetzung der Märchen aus «Tausendundeiner Nacht» durch den Franzosen Galland erweckten in ganz Europa ein irrationales Interesse am Zauber und den Wundern des Harems und Serails. Dieser orientalische Exotizismus brach mit Wucht in Kunst, Literatur, Musik und Malerei ein und bescherte dem Abendland eine ungeahnte Fülle romantisch-phantastischer Bilder aus der Welt des Islams, deren magische Schönheit ein Mysterium blieb – wie der Orient selbst. Der Abendländer, der mit den opulenten Gemälden eines Delacroix, mit Montesquieus «Lettres Persanes» oder Mozarts «Entführung» in exotischem Ästhetizismus schwelgte, hatte kein Bedürfnis, über Geschichte und Kultur des muslimischen Orients mehr zu erfahren. So blieb es – trotz Goethes «West-östlichem Divan» und Herders Orientfeier – bis tief hinein ins 19. Jahrhundert, in dem das endgültige «Orientbild» des Westens entstand. Nachdem die Europäer sich – seit Ariost und Tasso – gerne orientalisch kostümierten, wurde der Orient nun «westlich» verkleidet. Auch dies hatte seinen historischen Grund.

Im 19. Jahrhundert waren neue Zweige der Wissenschaft entstanden, die sich mit den Voraussetzungen sozialen Wandels beschäftigten. Mit wissenschaftlichen Methoden sollte nachgewiesen werden, dass die gesellschaftlichen Erscheinungen der Zeit unveränderlichen Gesetzen folgten. So brachte das 19. Jahrhundert all jene Modelle und Deutungsmuster hervor, die heute noch unser Bewusstsein von der Ordnung der Welt bestimmen. Der biologische Evolutionismus und die neu entwickelte naturwissenschaftliche Anthropologie frönten einem Kulturessentialismus, der die Bedeutung von Religion und Rasse als unveränderlicher Merkmale einer Gesellschaft oder Kultur hervorhob. Es war die Zeit Darwins und Renans, deren Theorien die gesellschaftlichen Erscheinungen in den Bereich der Biologie verlagerten. Das 19. Jahrhundert wurde zum Jahrhundert der (wissenschaftlich) begründeten Vorurteile – begründet durch die These von der Überlegenheit der Rasse. In Europa fand diese These Ausdruck als wissen-

schaftlicher Antisemitismus, für die aussereuropäische Welt als Kolonialideologie, die von der Überlegenheit Europas, der «weissen Rasse» ausging. Antisemitismus und Kolonialideologie flossen im ethnozentrischen Kulturverständnis zusammen.

Es ist kein Zufall, dass in der Phase vom ersten Drittelpunkt des 19. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein zweiter Kolonialschub einsetzte: Der Rest der Welt sollte neu verteilt werden. England, Deutschland und Frankreich stritten um die Kolonien des Schwarzen Kontinents. Und langsam wurde auch der Vordere Orient kolonial durchdrungen. Damit entstand eine neue Ideologie – die Ideologie des «Orientalismus» als ein Produkt der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Orient. Diese Beschäftigung mit dem Orient wurde nicht zuletzt ausgelöst durch die «Orientalische Frage», die zu den grossen Problemen europäischer Politik im 19. Jahrhundert geworden war. Nach Ansicht des französischen Religionswissenschaftlers und Orientalisten Maxime Rodinson zeichneten sich dabei drei wesentliche Tendenzen der Betrachtungsweise ab – ein «utilitaristisches und imperialistisches Gefühl westlicher Überlegenheit voller Verachtung für andere Zivilisationen, eine (immer noch) romantische, exotische Neigung voller Entzücken an einem Orient, dessen wachsende Armut seinen Charme noch würzte und ein gelehrtes Spezialistentum, das hauptsächlich an vergangenen Zeiten interessiert war».

Exotik

Alle drei Tendenzen – so widersprüchlich sie auch scheinen mögen – ergänzten sich aufs trefflichste. Das romantische Bild – so wie wir es aus den Bildern der orientalisierenden Maler und aus Victor Hugos Gedichtsammlung «Les Orientales» kennen, war eine Orgie von Farben, eine Mischung aus Pracht und wilder Grausamkeit: die Märchenwelt der Kalifen, der Minarette, der Halbmondbanner auf runden azurblauen Kuppeln inmitten kühler Quellen und Palmen, die laszive Atmosphäre der Harems und Serails mit Odalischen und Eunuchen, finsternen Herrschern und Giauren mit aufgeschlitzten Kehlen und abgeschnittenen Köpfen. Bilder wie diese befriedigten – wie Heine schon bemerkte – die unterdrückte Sinnlichkeit, den unterschwülligen Masochismus und Sadismus des friedlich-gelangweilten europäischen Bürgertums. Bilder und Märchen von Fliegenden Teppichen und Kalif Storch waren Ersatz für touristisch noch nicht gelenktes abendländisches Fernweh, Ausdruck einer snobistisch-esoterischen Vorliebe fürs «depaysement». Wenn Europäer tatsächlich in den Orient reisten, dann waren es jene Bilder, die sie dort suchten – und

auch fanden, weil sie die Wirklichkeit, bzw. alles, was in ihr vorgefasstes Bild nicht passte, überhaupt nicht wahrnahmen.

Tatsächlich spiegelten diese Bilder auch einen Teil der orientalischen Wirklichkeit wider. Gleichzeitig aber auch eine vom europäischen Empfinden jener Zeit angekränkelte Situation: der islamische Orient war trotz seiner allmählichen Entdämonisierung immer noch ein Feind. Glücklicherweise ein zur Niederlage verdampter, dem schon die Züge der Agonie anhafteten. Dem Europäer erschienen die Länder des Orients daher im 19. Jahrhundert als Zeugen einer grossen Vergangenheit. Und da Europa sich gerade anschickte, ihren Verfall zu beschleunigen, konnte man es sich erlauben, sie um so mehr zu rühmen.

Als die europäischen Mächte im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in das weitere Geschick des «Orients» eingriffen, war der Vordere Orient nicht etwa jungfräuliches Land. Er war vielmehr Teil des letzten islamischen Grossreiches der Osmanischen Türkei – jenes «Kranken Mannes am Bosporus» –, den es im Interesse Europas weiter zu schwächen galt: im Jahre 1830 landeten die Franzosen in Algerien, fünfzig Jahre später die Engländer in Ägypten. Dazwischen lagen zahlreiche Kriege und ebenso-viele – meist friedlich getarnte – Versuche, das Osmanische Grossreich in europäische Einflusszonen aufzuteilen. Diese Versuche bedurften im Bewusstsein der europäischen Zeitgenossen einer Begründung, einer Rechtfertigung, die ihren wirtschaftlichen Interessen entsprach. Dieser Rechtfertigungzwang führte zu einer Travestie der Sprache und ihrer Inhalte, deren Produkt Stereotypen, Klischees und Vorurteile waren.

Stereotypen, Klischees und Vorurteile entstehen indes nicht ohne Grund. Die Wirklichkeit des Orients hatte viele Facetten, die jene – im Blick des abendländischen Betrachters verinnerlichten – Vorurteile bestätigten. Das Osmanische Reich unterschied sich tatsächlich beträchtlich von den aufstrebenden europäischen Nationalstaaten. Es war ein Gemeinwesen, das den Normen des aufgeklärten 19. Jahrhunderts völlig zuwiderlief: dem Prinzip der Rationalität, den Formen der Verwaltung, der Kalkulierbarkeit der Herrschenden und ihrer Handlungen – kurz, allem, was die bürgerliche Gesellschaft von vorhergegangenen Gesellschaftsformen unterschied und was sie zu einer überlegenen Gesellschaftsordnung machte. Im Vergleich zu Europa – vor allem zum Modell England – mussten die Orientalen als korrupt erscheinen, das Verhalten ihrer Herrscher als verschlagen. Das Osmanische Reich war Ausdruck des sozialen Verfalls, der politischen Unordnung. Kein Wunder, dass die Europäer ihre Mission darin erblickten, den rückständigen Orientalen das beizubringen, was sie aus eigenem Antrieb – fatalistisch und unbedarf, wie sie waren – nie hätten verwirklichen können – nämlich, was man im Westen «law and order» nannte.

«*Unterlegenheit*»

Dieser koloniale Dünkel lässt sich an vielen Beispielen exemplifizieren. Aus den Aufzeichnungen des britischen Kolonialexperten Lord Cromer ergibt sich das Bild eines Mannes, der – im Besitz der Segnungen europäischer Staats- und Verwaltungskunst – sich anmasste, ein Land wie Ägypten mehr oder weniger alleine «regieren» zu können. Und dies vor allem deshalb, weil er die Schwächen der «Orientalen» genau erkannte – so wie er sie in seinem zweibändigen Werk «Modern Egypt» als Musterschüler des europäischen «Orientalismus» beschrieb: «Genauigkeit ist der orientalischen Mentalität verhasst. Jeder ‚Anglo-Indian‘ sollte sich dessen immer bewusst sein. Der Mangel an Exaktheit, der leicht in Unwahrhaftigkeit ausartet, ist tatsächlich das Hauptmerkmal des orientalischen Wesens. Der Europäer ist vernünftig, sein Urteil ist unzweideutig. Er ist von Natur aus logisch, auch wenn er logisches Denken nicht gelernt hat. Seine geschulte Intelligenz arbeitet wie eine Maschine. Im Gegensatz zu ihm mangelt es dem Orientalen – genauso wie seinen malerischen Strassen – an jeglichem Sinn für Symmetrie. Er denkt und argumentiert schlampig. Obwohl die alten Araber die Kunst der Dialektik etwas besser beherrschten, sind ihre Nachkommen im logischen Denken einmalig unbedarft. Oft sind sie unfähig, aus der simpelsten Tatsache auch nur die naheliegendsten Konklusionen zu ziehen.»

Orientalen sind nach Lord Cromers persönlichem Kanon naiv, bar jeder Energie oder Initiative, sie neigen zu widerlicher Schmeichelei, Intrige und Verschlagenheit, können weder auf einer Strasse, noch auf einem Pflaster gehen, sind unverbesserliche Lügner, lethargisch und misstrauisch – kurzum in allem genau das Gegenteil von der Klarheit, Direktheit und Noblesse der angelsächsischen Rasse. Und einer, der sich – wie unser Lord – angeblich auch für das Studium des Menschen interessierte, tat dies nur zu einem einzigen Zweck, und zwar «from the point of view of governing him» – also unter dem Gesichtspunkt, den orientalischen Menschen zu «regieren».

Gewaltanwendung bedarf der Begründung. Der koloniale Übergriff Europas auf die Länder des Orients war ein Akt der Gewalt. Er musste durch die «Minderwertigkeit» der Orientalen motiviert und damit zu einer philanthropen Geste stilisiert werden. Zu allen Zeiten in der Geschichte wurden idealistisch-moralische Motive vorgeschoben, wenn es um ganz triviale Ziele ging. Und diese grossen Ziele der Menschheitsgeschichte haben sich in den letzten 2000 Jahren kaum verändert. Catos berühmter Satz vor dem Senat «Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam» – im übrigen bin ich der Ansicht, dass Karthago zerstört werden muss – entsprang nicht den politischen Erwägungen, die der römische Zensor vor-

brachte, sondern vielmehr dem Wunsch, die punische Hauptstadt vom Weltmarkt zu verdrängen. Entrüstung und Verachtung rechtfertigten zu allen Zeiten den Angriff, Kriegsglück und materielle Beute waren der Lohn politischer Tugend, Sieg oder Niederlage wurden als Triumph der Gerechtigkeit, wenn nicht als Gottesurteil interpretiert. Der Machiavellismus war längst ehe ihm der berühmte Florentiner den Namen gab das treibende Ferment in der Geschichte. Je «heiliger» der Zweck, desto unheiliger waren die Mittel. Auch die Ausrottung und Unterwerfung der Indianer wurde durch ihre Minderwertigkeit begründet. Und um die Ausrottung der letzten Minderwertigen zu beschleunigen, wurde Ende des 19. Jahrhunderts von einem ganz besonders superioren Angelsachsen aus Kent das Maschinengewehr erfunden, mit dem sich 20 Jahre später die «weisse Rasse» selbst zu vernichten begann.

Ähnlich koloniale Verwirrung herrschte auch im Bewusstsein des berühmten Lawrence, der sich den Titel «von Arabien» zugelegt hatte. Obwohl britischen Geblüts, empfand er sich als den einzigen möglichen Retter des Orients, den letzten Propheten der Araber, der ihnen das höchste Heilsversprechen brachte, indem er sich zum Protagonisten des nationalen Widerstands der Araber gegen den osmanischen Sultan machte: wer anders als ein Europäer konnte schon einen nationalen Aufstand erfolgreich zum Ziel führen. So stilisierte sich Lawrence in kolonialer Überheblichkeitsmanier zum eigentlichen Träger des «Aufstands in der Wüste» – «ich wollte eine neue Nation schaffen, indem ich zwanzig Millionen Semiten die Grundlage gab, auf der sie den Traumpalast ihrer nationalen Gefühle errichten konnten ...». Die national erwachten Araber wollten diesen «Traumpalast» des britischen Agenten nicht – der unter seinem falschen Turban nichts anderes als die Interessen des «Commonwealth» im Sinne hatte, die kurzfristig mit denen der Araber identisch waren. Und da für Lawrence die nationale Erhebung der Araber nur jenen Sinn haben konnte, den *er* ihr gab, musste sein Scheitern auch eine entsprechende Erklärung finden: nämlich «Verrat».

Doch kehren wir zurück zu den Bedingungen, die das Bewusstsein der Europäer als eine den Orientalen (sprich Semiten) überlegenen Rasse und Zivilisation prägten. Europa und der Westen waren im 19. Jahrhundert durch Industrialisierung und ökonomische Expansion tatsächlich zu den Herren der Welt aufgestiegen. Die wirtschaftliche und technologische Überlegenheit wurde zum Mass der Dinge schlechthin. Noch im 15. und 16. Jahrhundert wäre ein solcher Dinkel gegenüber dem Orient nicht denkbar gewesen, denn damals lebten «Christianitas» und «Islam» nach den Worten des Altmeisters der deutschsprachigen Orientalistik, G. von Grunebaum, «ein letztes Mal im selben, durch wesentlich identische Grenz-

linien des Möglichen, umhegten Universum, das vom Himmel bis zur Hölle reichte und einen für unsere Erfahrung erschütternden Kontrast zwischen geistiger Methodik und empirisch-technologischer Einsicht aufwies.» Mehr noch: die islamische Zivilisation hatte damals eine weit höhere kulturelle und wirtschaftliche Stufe erreicht, die sich in Spanien und in Süditalien zu einer letzten Blüte entfaltete: Bürokratie, Staat und Handel, Wissenschaft und Künste hatten im Hochislam eine Vollendung erfahren, die in der damaligen westlichen Welt unerreicht war. Als die islamisch-arabische Literatur ihren Höhepunkt schon überschritten hatte, da lernte Karl der Große gerade seinen Namen schreiben. Man muss sich also fragen, wie es zu jener Wende kam, die dazu führte, dass das Europa des 19. Jahrhunderts dem Orient tatsächlich überlegen war und dies als Überlegenheit einer durch Herkunft, Kultur und Rasse privilegierten Zivilisation wissenschaftlich begründen konnte.

Reconquista

Die Entdeckung Amerikas durch Europa leitete diese Wende ein. Sie bedeutete Raub und Plünderung der unermesslichen Schätze, um derentwillen die Europäer die abenteuerliche Überquerung der Weltmeere unternommen hatten. Gold und Silber waren die Trophäen, auf die sich Spaniens Griff nach der Weltmacht stützte – so wie einst der Zustrom gemünzten Geldes (nach dem Untergang Karthagos) den unermesslichen Reichtum des römischen Reiches begründete. Das Gold war jenes Bindeglied, das um die Jahrhundertwende nach der Entdeckung Amerikas die wichtigsten Ereignisse der Epoche auslöste und miteinander verband: die Eroberung des letzten islamischen Staates auf der Iberischen Halbinsel – Granada – und die Große Inquisition. Die spanische Reconquista fand zwar auf der anderen Seite des Ozeans statt, in Wirklichkeit war sie jedoch gegen den islamischen Erbfeind der christlich-abendländischen Zivilisation gerichtet. Denn mit der Entdeckung der Seewege und mit Hilfe der amerikanischen Schätze verloren die Verkehrswege des Vorderen Orients ihre Bedeutung, verfielen die Steuereinnahmequellen des islamischen Reiches, verkamen seine Gold- und Silberminen. Weit mehr: das komplexe Gebilde des Osmanischen Reiches, das auf der Loyalität der Beamenschicht und eines Währungssystems basierte, das komplizierte wirtschaftliche Abläufe ermöglichte, wurde in seinem Lebensnerv getroffen: Europa verfügte über das amerikanische Gold und Silber. Dies löste im Osmanischen Reich einen Inflationsschub aus, der die komplexe Staatsstruktur wie ein Spinnenweb-

netz zerriss. Der Sultan war nicht mehr fähig, seine Beamten zu bezahlen. Die Loyalität zwischen Herrscher und Staatsapparat verfiel.

Europa, das den islamischen Herrscher, den Sultan, bisher als einen ebenbürtigen, wenn nicht gar überlegenen Bündnispartner anerkannt hatte, nutzte die Gunst der Stunde. Die Europäer handelten langfristige Sonderverträge aus und beschleunigten damit den sich bereits abzeichnenden Auflösungsprozess des Osmanischen Reiches. Diese Verträge – oder Kapitulationen – die ursprünglich zum Schutze beider Partner – der europäischen Handelsherren und dem Sultan – geschlossen worden waren, entwickelten sich nun zu Abkommen, die nur noch die eine Seite – nämlich Europa – begünstigten. Dies ging so weit, dass England sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts Privilegien erzwang, indem es jegliche Zollschranken für seine Aktivitäten im Osmanischen Reich aufheben liess. Im Zuge der industriellen Entwicklung, die im 17. und 18. Jahrhundert zum Aufstieg Englands zur Weltmacht führten, wurde das Osmanische Reich mit billigen Gütern – vor allem Textilien – überschwemmt. Handel und Handwerk wurden auf diese Weise tödlich getroffen, der einstmals blühende Orient versank in Armut, Chaos und Korruption. Er bot dem aufstrebenden Europa jenes marode Bild, das zum exotisch überhöhten Gemeinplatz abendländischer Phantasie und gleichzeitig zur Legitimation des europäischen Dünkels und seiner kolonialen Folgen im 19. Jahrhundert wurde.

Die demütigende Lage der islamischen Welt wurde – im Einklang mit der allgemeinen wissenschaftlichen Tendenz der Zeit – als immanenter Bestandteil der muslimischen Welt bzw. «des Islams» weit in die Geschichte zurückdatiert. Der plötzliche Erfolg der europäischen Nationen war eine Folge der «besseren Religion», des Christentums. Man war sich einig, dass die christliche Religion als solche dem Fortschritt diente, während Islam gleichbedeutend mit Stagnation und Rückständigkeit sei. (Ein Topos, der in diesen Tagen angesichts der «Renaissance des Islams» fröhliche Urständ feiern kann.) Der Angriff auf den Islam gewann an Heftigkeit. Die mittelalterlichen Argumente wurden neu belebt und «modernisiert». Paradoxer- und bezeichnenderweise kamen nach Ansicht Maxime Rodinsons «Antiklerikale vom Schlag Voltaires zu ähnlichen Schlüssen, wenn sie die Tugenden des Hellenismus priesen, dieser auf der Freiheit des Geistes und der Verehrung von Vernunft und Schönheit gründenden Kultur, der Quelle europäischer Grösse, die sich vom semitischen Geist abhob, der starre Intoleranz, scholastischen Dogmatismus, Fundamentalismus, schwächenden Fatalismus und die Verachtung der darstellenden Künste forderte. Diesem Geist wurden alle Missetaten der Juden, Christen und Muslime zugleich angelastet.»

Selbst Marx

Selbst jene Theoretiker Europas, die sich einer emanzipatorischen Weltanschauung verschrieben hatten, waren von diesen Vorurteilen nicht frei. Geradezu exemplarisch dafür ist die Haltung von Karl Marx, der Indien – eine der volksreichsten muslimischen Kolonien des Britischen Empires – als eine statische, der Entwicklung und dem Fortschritt nicht zugängliche Zivilisation bezeichnete, deren einzige «Revolution» die der britischen Kolonisation gewesen sei. Marx erweist sich hier ebenfalls als Opfer des Orientbildes seiner Zeit. Ähnlich erging es den meisten seiner wissenschaftlichen Kollegen – Historikern und Soziologen –, die bei der Beurteilung der historischen Entwicklung ganz unter dem Einfluss der hegelianischen Vorstellung vom «Zeitgeist» standen. Dieser Zeitgeist gab Karl Marx beispielsweise Sätze ein wie diesen: «England hat in Indien eine doppelte Mission zu erfüllen: eine destruktive und eine regenerierende – nämlich die Vernichtung der asiatischen Gesellschaft, und die Errichtung der materiellen Grundlagen einer westlichen Gesellschaft in Asien.»

Während sich der Orient – vor allem durch das Eingreifen der europäischen Mächte – vom 17. bis zum 19. Jahrhundert in einem Zerfallsprozess befand, entstand das Selbstbild Europas als Fahnenträger des Fortschritts, der höheren «Zivilisation» – als gäbe es keine Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Verstand und Geschichte. Der Orient diente diesem Selbstbild als Antipode, als Gegensatz. Denn der Mensch kann seine Besonderheit nur im Unterschied begreifen, er denkt und fühlt dialektisch. Das heisst, er sieht sich nur, indem er sich von einem anderen unterscheidet. Die Eigendefinition bedarf des Fremden. Das Abendland brauchte das Morgenland – der Westen kann ohne den Osten nicht sein. Der Orient gewann funktionale Bedeutung für den Okzident als Gegenwelt. Die Bilder und Projektionen, die im Westen entstanden, waren Voraussetzung des eigenen Selbstverständnisses. Es war nicht der Orient an sich, der damals allmählich das Interesse des Westens fand. Es war die Wahrnehmung des Gegensatzes, des Gegenbildes. Es war das Interesse am Unterschied. Und damit waren die Begriffe «Orient» und «Okzident» – Ost und West – ein für allemal als gegensätzliche Pole des Weltverständnisses eingeführt.

Orientalismus

In jener Zeit entstand in Europa eine neue akademische Disziplin – die Orientwissenschaft –, die sich besonders in England und in Frankreich als

Hilfswissenschaft des Kolonialismus und Imperialismus verstand. Die wirtschaftliche, technische, militärische, politische und kulturelle Überlegenheit Europas nahm zu, je mehr der Orient in Zerfall versank. Die ehemaligen Gebiete des Osmanischen Reiches waren praktisch europäische Protektorate, Briten, Franzosen und Italiener hatten die Maghreb-Länder und die Länder des Fruchtbaren Halbmonds im Osten unter sich aufgeteilt. Der unterschwellig immer schon vorhandene Eurozentrismus nahm extreme Formen an, die Geringschätzung der Orientalen war Allgemeingut der westlichen Kultur. Und obwohl das theoretische Wissen über den Orient zunahm, trifft Maxime Rodinson mit seiner Analyse sicherlich den Kern: «In den seltenen Fällen, in denen im 19. Jahrhundert und zu Beginn des zwanzigsten Gelehrte sich in diesen Bereich vorwagten, richteten sie mehr Schaden an, als sie Gutes taten, da sie mehr von den gängigen Vorurteilen als von der Wissenschaft beeinflusst waren. Im Mittelalter hatte man den Orientalen als grimmigen Feind betrachtet, der aber doch mit dem Europäer auf gleichem Fusse stand. In der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und in der daraus entstandenen Ideologie der Französischen Revolution war der Orientale, unter seiner Verkleidung, im wesentlichen ein Mensch. Jetzt wurde er zu einem andersartigen, in seiner Besonderheit gefangenen Wesen, zu einem Gegenstand herablassenden Lobes.»

Der solchermassen kreierte «homo islamicus» und der Orient wurden zum Studienobjekt der Orientalisten. Durch sein essentielles Anderssein unterschied sich der Orientale vom «normalen Menschen» – nämlich dem Europäer. Um diesen Unterschied zu verdeutlichen, nahm er all jene Züge an, die dem europäischen «Charakter» entgegengesetzt waren: der homo islamicus oder arabicus war passiv, fatalistisch, teilnahmslos – ausgestattet mit einer historischen Subjektivität, kurz: es fehlte ihm jegliche Autonomie gegenüber sich selbst. Und deshalb musste er von anderen zunächst «definiert» und – einmal als unselbständiges Wesen erkannt – auch «regiert» bzw. «dominiert» werden.

Das neue Bild

Heute – nachdem jener «Fortschritt» seine zivilisatorischen Grenzen erreicht zu haben scheint und seine destruktiven Kräfte fühlbar werden, zeichnet sich Wandel ab. Ein neues Orientbild ist im Entstehen – als umgekehrter Passepartout der westlichen Bedürfnisse. Orientalische Ruhe und Beschaulichkeit – bisher als Trägheit denunziert – gewinnen für den atemlosen westlichen Menschen die Attraktivität neuer zivilisatorischer Entwürfe. Der Orient tritt unversehens als positives Gegenbild des Westens

auf. Doch nicht nur dies: der fortschrittsmüde, frustrierte westliche Mensch ist nun verwundert, dass sich inzwischen auch der Orientale jene «Segnungen» der Zivilisation – Maschinen und moderne Technologie – aneignen will. Die heutige Kritik an der bedingungslosen «Fortschrittsgläubigkeit» des Orientalen ist eine auf den Kopf gestellte Reprise des alten Vorurteils, der Fatalismus des Orients sei jedem Fortschritt abhold. Die exotische Neigung zum «Gegenbild» verlangte es, den Hang zum Modernismus, die neu entstehenden Ideen der nationalistischen Intellektuellen, der Reformisten und Revolutionäre als farblose Nachahmer Europas hinzustellen – als verwestlichte Zwitter, die Verrat üben an ihrer Sache – nämlich an ihrer orientalischen «Natur».

So wurde es in unseren Tagen zum Gemeinplatz, das Elend Irans und die Gründe der «islamischen Revolution» ausschliesslich darin zu sehen, dass Schah Reza durch viel zu schnelle Modernisierung und Industrialisierung den Anschluss an das 20. Jahrhundert zu erreichen suchte. (Dies trifft partiell zwar zu, doch gab es andere, wichtigere Gründe.) Wie ein Vexierbild trat das alte Vorurteil über den Orient in der Gestalt Khomeinis wieder auf – dankbares Objekt für all die Projektionen, die heute nicht mehr die richtige Entsprechung finden wollen. Nur gut, dass der Ayatollah dies alles wieder in Ordnung bringt und uns die «heile Gegenwelt» erhält.

Die Elle, mit der gemessen wird, ist nach wie vor die eigene, d. h. die europäische Entwicklung. Europa hat Wachstum und Industrialisierung als Durchgangsstufe zu einer neuen Zivilisation hinter sich gebracht. Der Westen ist auf dem Weg, die Natur als Gegenbild zur Maschine neu zu entdecken. Der Orient – der diesen Weg noch vor sich hat – möge uns folgen! Das Streben der orientalischen Völker nach materiellem Wohlstand – ein Streben, das Antrieb und Voraussetzung der europäischen Zivilisation gewesen ist – erscheint dem Europäer heute verächtlich. Um so verächtlicher, als dieser materielle Aufstieg der islamischen Länder vermeintlich auf Kosten des Westens geht. Es sind die Ölscheichs, die unser gutes Abendland wieder einmal zugrunderichten wollen. Das Feindbild von einst, der Sarazene oder Türke, tritt jetzt in Gestalt der erpresserischen Ölmagnaten auf. Sie halten die zivilisierte westliche Welt in ihren rückständigen Klauen und wollen ihr den ehrlich erworbenen Wohlstand abnehmen, um ihn in ihre alten perversen Träume von Tausendundeiner Nacht umzusetzen. Dass eben jenes Öl, das die Kolonialmächte den Ländern des Orients bis vor kurzem zu Spottpreisen abgenommen haben, dem Westen nach dem Zweiten Weltkrieg erst jenen Aufstieg ermöglichte, wird dabei übersehen. Nun, da die orientalischen Völker ihre Unabhängigkeit erkämpft und ihre staatliche Souveränität errichtet haben, treten sie gegenüber Europa als gleichberechtigte Partner auf. Europa fällt es schwer, zu begre-

fen, dass wirtschaftlicher Austausch und seine Bedingungen heute nicht mehr mit Bajonetten auszuhandeln sind. Denn mit dem Verlust der kolonialen Dominanz über die islamische Welt schwand auch ein Stück des europäischen Selbstbildnisses dahin.

Gebrochene Vorherrschaft

Der arabische Aufstand im Orient, die nach dem Ersten Weltkrieg einsetzende kemalistische Bewegung in der Türkei, die zahlreichen Revolten und Umstürze innerhalb der islamischen Welt, die der jungtürkischen und iranischen Revolution zu Beginn dieses Jahrhunderts folgten, machten deutlich, dass die europäische Vorherrschaft in Frage gestellt werden konnte. Es war kein Zufall, dass Ende des Ersten Weltkriegs Oswald Spenglers «Untergang des Abendlands» erschien. Auf den Schlachtfeldern von Verdun und Sedan hatte das europäische Selbstbewusstsein seine «irrationale» Konsequenz gefunden, die gleichzeitig die europäische «Überlegenheit» geschichtlich endgültig beenden sollte. Auf den Schlachtfeldern von Verdun und Sedan richtete die zivilierte «weisse Rasse» in einem unvorstellbaren Massenkrieg zum ersten Mal jene Vernichtungswaffe auf sich selber, die sie – knapp zwei Jahrzehnte zuvor – zur Ausrottung der minderwertigen Rasse auf den Subkontinenten erfunden hatte. Die Wunderwaffe wurde zum ersten Mal beim Aufstand des Mahdi im Sudan erprobt. Lord Kitchener und seine Männer – darunter der junge Winston Churchill – mähten in einer einzigen Schlacht – bei Ondurman – an die 11 000 aufständische Muslime nieder. Die Briten verloren bei dieser «Exekution» nur 28 Mann. Doch der Erfolg Lord Kitchens wurde als Triumph des europäischen Geistes über die «irrationalen» Derwische gefeiert und verinnerlicht – und nicht als das, was er wirklich war: ein Sieg der Technik, der Maschine. Und weil die «rationalen» Europäer nicht unterscheiden konnten, was «Überlegenheit» und was «Technik» war, richteten sie ihre Vernichtungswaffen kurze Zeit später gegen sich selbst. Indem die europäischen Heere in die Feuerwand ihrer eigenen Vernichtungswaffen liefen, fiel Glanz und Elend – und damit auch der Mythos von der Überlegenheit westlicher Zivilisatur und Kultur zusammen.

Mit dieser Entmystifizierung des Westens setzte auch im Bewusstsein der orientalischen Menschen ein Prozess der Veränderung ein, der sie zu ihrer Selbstbefreiung befähigte. Das allmähliche Gleichgewicht ist für den Westen noch schwer zu ertragen. Denn es zerstört das tief verwurzelte und verinnerlichte Bild von der Gegenwelt. Europa und die westliche Zivilisation fanden ihre Identität als «Okzident» in jenem Gegensatz zum

«Orient» – und sei es nur in seinem Bilde. Dass dieser «Orient» nun selbst die Segnungen des «Okzidents» einzuklagen beginnt, wird unterschwellig als Demütigung, als die Zerstörung des Selbstbildnisses erfahren. Beide Kulturen leiden heute an diesem Prozess: die Identitätskrise der muslimischen Völker ist Ausdruck der Spannung zwischen der Angleichung an den Westen und den Lebensformen der traditionellen Kultur. Sie führt zu einer Rückbesinnung auf die Wurzeln, auf den Islam. Europa bzw. das Abendland ist auf dem Weg, dem Fetisch der grenzenlosen Fortschritts-gläubigkeit abzuschwören. Damit strudelt es seinerseits in eine tiefe Krise seines Selbstverständnisses, das es nicht zuletzt aus dem Gegensatz zum Orient bezog. Insofern hat der «Orientale» Edward Said wohl recht, wenn er sagt: «,Orient‘ und „Okzident“ sind eine Erfindung der Menschen. Der Orient ist – genauso wie der Westen – eine Idee, eine Idee, die ihre Geschichte, ihre Denktradition, ihre Vorstellungskraft und ihre Sprache hat, die ihr Wirklichkeit und Gegenwart im Westen und für den Westen verliehen. Das heisst mit anderen Worten: die beiden Grössen – Orient und Okzident – brauchen sich gegenseitig und spiegeln sich in einem gewissen Sinne wider.»

**Erst wenn die Hausfrau zufrieden ist,
sind wir es auch**

SUNLIGHT

**VIA · RADION · OMO · CORALL · ALL
COMFORT · SUNLIGHT-Seife
LUX-Seife · PACIFIC
VIM · VIF · FLUP · VIGOR
SOLO · LUX flüssig · SUN**